

lage zu nutzen und einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln – teils konkurrierend, teils komplementär. Das ist ein gutes Resultat des Schumann-Gedenkjahres.
(Mai 2007) Michael Struck

Robert Schumann in Endenich (1854–1856): Krankenakten, Briefzeugnisse und zeitgenössische Berichte. Hrsg. von der Akademie der Künste, Berlin, und der Robert-Schumann-Forschungsstelle, Düsseldorf, durch Bernhard R. APPEL. Mit einem Vorwort von Aribert REIMANN. Mainz u. a.: Schott Music 2006. 607 S., Abb. (Schumann Forschungen. Band 11.)

Die letzten Lebensjahre Robert Schumanns in der privaten „Irrenanstalt“ in Endenich bei Bonn haben in mehrfacher Hinsicht Diskussionen ausgelöst, die teilweise noch immer geführt werden und die vielfach im Boulevardhaften angesiedelt sind. Neben der menschlichen Tragödie, die Schumann und seine Familie durchlebten, sind es wild wuchernde Spekulationen über eine Liebesverbindung zwischen Clara Schumann und Johannes Brahms, denen die Einweisung Schumanns in die Anstalt gerade recht gekommen sei, und gar die abenteuerliche These, Brahms sei der Vater des jüngsten Schumann-Kinds gewesen. Beinahe nahtlos passt in eine solche Verschwörungstheorie, dass die Berichte, die Clara aus der Anstalt empfing und in denen sie über den psychischen und physischen Zustand ihres Mannes regelmäßig informiert wurde, sämtlich verloren sind, ebenso wie große Teile der Korrespondenz zwischen ihr und Johannes Brahms von beiden vorsätzlich vernichtet wurden. Schließlich wusste man, dass der behandelnde Arzt, Leiter und Besitzer der Anstalt, Dr. Richarz, den Bericht, den er gemeinsam mit seinem Assistenten Dr. Peters beinahe täglich über den Verlauf der Krankheit Schumanns angefertigt hatte, nicht bei den Akten der Klinik gelassen, sondern nach seinem Abschied mitgenommen hatte.

Dass die von Bernhard R. Appel im Schumann-Jahr 2006 vorgelegte Dokumentation der Endenicher Jahre eine lebhaftere Reaktion überwiegend in der Tagespresse hervorgerufen hat, legt schon heute Zeugnis von dem erheblichen Aufruhr ab, den die Publikation auslöste. Dies ist erfreulich und umso mehr, als es sich

hier um eine Arbeit handelt, die über jeglichen Verdacht einer *chronique scandaleuse* oder dergleichen erhaben ist. Kernstück ist die Wiedergabe der wieder aufgefundenen, beinahe vollständig erhaltenen Arztberichte Richarz'. Besitzer des Dokuments ist der Komponist Aribert Reimann, der es von seinem Onkel, einem entfernten Nachfahren Richarz', geerbt und im Archiv der Berliner Akademie der Künste deponiert hatte. Appel hat den Text um Briefe, Tagebuchnotizen und biographische Informationen ergänzt, kommentiert und in eine strenge Chronologie gebracht, die erstmals den Endenicher Aufenthalt Schumanns um eine quasi objektive, medizinische Ebene erweitert. Zwar wirkt dieser Bericht inmitten der die Eintragungen ergänzenden persönlichen Dokumente seltsam isoliert, manchmal gar wie ein Fremdkörper, doch mag dies daran liegen, dass die Reaktionen vor allem Clara Schumanns sich fast stets auf einen der erwähnten Arztbriefe beziehen, die als verloren gelten müssen.

In seiner ausführlichen Einleitung verdeutlicht Appel die Genese der endgültigen Textgestalt, wobei er mit wenigen Ausnahmen die Rolle des neutralen Editors wahrnimmt. Zu diesen gehört die Richtigstellung der hartnäckigsten Gerüchte, wenn sie denn durch das neu gefundene Material ermöglicht wird: Dass Clara Schumann ihren Mann erst wenige Tage vor seinem Tod besuchen durfte, hat seinen Grund in der hartnäckigen Weigerung der Ärzte, die – aus der Perspektive des damaligen medizinischen Wissensstands durchaus verständlich – um die Genesung ihres Patienten fürchteten. Dokumentiert sind das Leid und die Qualen, die Clara erlitt. Nötig wäre es nicht gewesen, doch Appel errechnet anhand des Datums der ersten Begegnung von Clara und Brahms einerseits sowie des Geburtsdatums des jüngsten Schumann-Sohnes Felix andererseits die nahezu vollständige Unmöglichkeit einer Vaterschaft Brahms'.

Bei einer vollständigen Lektüre aller Dokumente (gut 400 Druckseiten inkl. Kommentaren) ergibt das Nebeneinander der disparaten Texte eine geradezu dokumentarisch-realistische Wirkung. Neben vielem Anderen erschließen sich Bereiche und Details, die man bislang nicht wahrgenommen hat, beispielsweise die qualvoll lange Zeitspanne, bis Clara zumindest ein Lebenszeichen Schumanns erhielt, die per-

manente Zukunftsangst, die sie in ihrer verzweifelten Lage unausweichlich erleiden musste, schließlich die Beruhigung, nach einem guten halben Jahr endlich Briefe von Schumann zu erhalten, in denen ihr Mann als vollständig geheilt vorkommen musste (was auch die Freunde bestätigten, die ihn besuchen durften), und zuletzt das plötzliche Verstummen Schumanns. All dies wird durch die nüchternen Berichte der beiden Ärzte Richarz und Peters flankiert, in denen wir über Schumanns Stuhlgang umfassender informiert werden, als uns dies mitunter lieb ist; wir erfahren aber auch von seinen pathologischen Sinnestäuschungen, nächtelangen Schreianfällen und den entwürdigenden Vorfällen der letzten Tage.

Es ist nicht leicht, zu diesem Buch eine Position zu finden. Es ist fesselnd, anrührend und abstoßend zugleich, es macht den Leser zum Voyeur und verschafft ihm Einblick in einen Bereich, der mit Recht eigentlich tabu ist und den er in aller Regel auch tabu wissen möchte. Und man wird Zeuge eines umfassenden Verfalls. Steht in diesem wesentlichen Teil des Buchs der Zweck einer kommentierten Dokumentation einer Textquelle von erheblicher Bedeutung im Vordergrund (was auch Fragen nach dem Sinn solcher Arbeit mit Hinblick auf die künstlerische Persönlichkeit obsolet erscheinen lässt), so wird diese vordringliche Dokumentationsaufgabe in den Texten der beiden medizinhistorischen Stellungnahmen mitunter verlassen. Sie befassen sich nämlich größtenteils mit der Frage, auf welche Krankheitsursachen die Pathographie schließen lässt, mithin der gleichfalls nicht neuen These einer progressiven Paralyse, ausgelöst durch eine syphilitische Infektion im Jahr 1831, auf deren Primäreffekte Schumanns Tagebücher Hinweise liefern („das Frenulum gebissen“), verlassen somit den medizinhistorischen Kontext. Nicht nur der „Plastizität“ der Schilderung zuträglich sind die 77 teilweise ausführlich kommentierten Abbildungen und Faksimiles; Bibliographie, Personen- und Werkregister sind vorbildlich. An dieser Publikation scheiden sich die Geister – vermutlich war das nicht vermeidbar. Die Alternative, den Arztbericht nicht zu veröffentlichen, erscheint jedoch schon jetzt undenkbar. (September 2007) Manuel Gervink

MATTHIAS FALKE: *Die Symphonie zwischen Schumann und Brahms. Studien zu Max Bruch und Robert Volkmann.* Berlin: Verlag Ernst Kuhn 2006. 343 S., Nbsp. (musicologica berolinensia. Band 14.)

Die Komposition von Symphonien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht nach wie vor unter der Dahlhaus'schen These einer „toten Zeit“ zwischen ca. 1850 und 1870, in der keine Symphonien „von Rang“ entstanden seien, und der damit verbundenen Rezeptionsprobleme der Gattungsbeiträge Ludwig van Beethovens, die wiederum exemplarisch im langen Entstehungsprozess der *Ersten Symphonie* von Johannes Brahms zum Ausdruck kommen. Nun hat es in den letzten Jahren an Diskussionen zu dieser Thematik wahrlich nicht gemangelt, wenngleich eine abschließende Auseinandersetzung – wenn es den so etwas überhaupt geben kann – bislang tatsächlich aussteht. Matthias Falke will mit seiner Untersuchung zweier exemplarischer Werke aus dieser nach wie vor komplexen Epoche einen analytisch-praktischen, vor allem aber methodischen Beitrag liefern. Das Kapitel über die Symphonien Max Bruchs entspricht dabei der an der Universität Karlsruhe eingereichten Magister-Arbeit des Verfassers (1996) und wurde für den Druck offenbar nicht konsequent überarbeitet. Der Teil über Robert Volkmanns *Erste Symphonie* entstammt einer nicht abgeschlossenen Dissertation an der Universität Freiburg im Breisgau. Nun ist gar nichts dagegen einzuwenden, wenn die beiden thematisch durchaus verwandten Bereiche für eine Buchpublikation aufbereitet werden. Jedoch hätte ein wenig Sorgfalt bei der Überarbeitung des ersten Textes nicht geschadet. So wird eingangs (S. 15 f.) noch von der „Arbeit“ gesprochen, offenbar ein Überbleibsel aus der ehemaligen Textgestalt – nur ein kleiner Flüchtighkeitsfehler, aber ein bezeichnender. Bezeichnend nämlich insofern, als sich in diesem Teil noch Formulierungen auffinden lassen, die den Kenntnisstand des Autors zum Zeitpunkt der Anfertigung seiner Magisterarbeit widerspiegeln – was durchaus nicht sein müsste, wie später entstandene Teile zeigen, die auch eine weitaus differenziertere Sicht auf die Dinge offenbaren. Hier aber finden sich pauschale Beurteilungen wie „Vorgaben der Klassik“ in der Orchesterbesetzung (S. 22), Fragen nach dem in der Zeit längst obsole-